

Generationenbeziehungen im Zeichen des Wandels

Wie beeinflussen kultureller Hintergrund und religiöse Einstellungen das Verhältnis der Generationen und die Art, wie »Familie« gelebt wird – und dies vor dem Hintergrund eines rasanten Wandels in der Weltgesellschaft?



Von Christian Urech

Wenn man über das Verhältnis der Generationen innerhalb der verschiedenen Religionen spricht, könnte man leicht aufs Glatteis geraten. Das Wichtigste deshalb gleich vorweg: Es gibt sie nicht, *die* Familie im Islam, im Christentum oder im Hinduismus oder in irgendeiner anderen Religion. Jede Familie ist ein Einzelfall und das Verhältnis der Angehörigen dieser Familien muss individuell betrachtet werden. Zweitens: Es gibt die Religionen, auch und gerade die Weltreligionen, nicht als erratische Blöcke, weshalb von ihnen besser im Plural zu sprechen wäre, also von den »Islamern«, den christlichen Religionsgemeinschaften, den hinduistischen Glaubensrichtungen usw. Christentum wird in Indien anders gelebt als in Ghana oder Italien. Des Weiteren ist das

komplizierte und nicht immer aufzudröselnde Verhältnis zwischen Religion und Kultur zu bedenken: Ist Familie – das Verhältnis der Ehepartner, das Verhältnis zwischen Eltern, Grosseltern und Kindern und allenfalls auch noch die Beziehung zu Tanten, Onkeln, Cousinen und Cousins – jetzt eher auf dem «Mist» der Kultur oder der Religion gewachsen und inwiefern beeinflussen sich die beiden Themenfelder? Ganz zu trennen sind sie zweifellos nicht, ganz identisch sind sie aber sicherlich auch nicht. Auch nichtreligiösen Menschen stellt sich die Frage, wie die grossen Übergänge im Leben – Geburt, Abschluss der Pubertät, Heirat, Tod – begangen werden sollen; die entsprechenden Rituale haben fast immer einen religiösen Hintergrund. Grosse religiöse Feste wie Weihnachten, Divali, Chanukka, Eid al-Fitr betreffen alle in den betreffenden Gesellschaften – egal, wie religiös der oder die einzelne sein mag. Überdies ist der Familienbegriff und sind Generationenbeziehungen einem dynamischen Veränderungsprozess unterworfen – durch Globalisierung und Digitalisierung, durch das Mobilitätsverhalten und die Arbeitsbedingungen. Und die Gesellschaft verändert sich natürlich überall auf der Welt, nicht nur bei uns in der Schweiz. Wenn wir nun vor allem Familien betrachten, die einen Migrationshintergrund haben, weil ein Elternteil oder beide Elternteile von zwei verschiedenen Kulturen geprägt wurden, nämlich ihrer Ursprungskultur und der Kultur ihrer neuen Heimat, wird die Sache noch einmal komplizierter. Sind die Eltern Migranten der ersten oder zweiten Generation, sind die Kinder vielleicht schon Angehörige der dritten oder vierten Generation? Je weiter der Zeitpunkt der Migration zurückliegt und von der eigenen Lebenssituation entfernt ist, desto weniger besteht ein Unterschied zu den »Einheimischen«, die ja auch alle irgendwann von irgendwoher eingewandert sind.

Familie im »Prisma« der Religionen

Selbstverständlich gibt es im traditionellen Sinn Unterschiede darin, wie die Generationen in den verschiedenen Religionen miteinander umgehen und wie «Familie» gelebt wird: Im Katholizismus gilt die Ehe als heiliges Sakrament, was eine Scheidung eigentlich verbietet, weil der Mensch nicht trennen soll, was Gott zusammengefügt hat. Im Islam ist die Polygamie mit bis zu vier Ehefrauen gestattet. Im Hinduismus ist die Eheschliessung eine Sache von ganzen Familienclans, die durch eine Heirat verbunden werden, was zur Folge hat, dass häufig die Eltern den/die Ehepartner*in für ihre Kinder aussuchen. Im Judentum ist die Mutter für die Religionszugehörigkeit entscheidend, während ein jüdischer Vater sein Judentum nicht an die Kinder weitergeben kann, wenn die Mutter nicht jüdisch ist - selbst wenn er ein praktizierender Jude ist. Nun ist es aber so, dass sich in der Schweiz nur noch eine Minderheit aller Paare überhaupt kirchlich trauen lässt und dass die Scheidungsrate unter Katholik*innen nur unwesentlich tiefer ist als bei Protestant*innen. Und wie viele Muslime kennen Sie, die nicht vier, sondern bescheidene zwei Frauen haben? Eben. Gut, man könnte einwenden, dass die Vielehe bei uns schliesslich verboten sei. Aber auch in Indonesien, dem Land mit der grössten muslimischen Bevölkerung, das die Polygamie grundsätzlich erlaubt, ist sie selten und wird gesellschaftlich zunehmend geächtet – nur schon deshalb, weil sich die wenigsten Indonesier mehr als eine Ehefrau »leisten« können (und/oder wollen). Und in Indien sind Love Marriages oder Ehen, die auf die Wahl der beiden Partner hin geschlossen wurden, ein zunehmendes Phänomen, auch wenn ein grosser Teil der Bevölkerung noch immer einer durch Eltern oder Verwandte arrangierten Ehe den Vorzug gibt. Angesichts der gesellschaftlichen Veränderungen durchläuft jedoch auch das Konzept der arrangierten Ehe einen Wandel, der sich vor allem in der stärkeren Beteiligung der heiratsfähigen jungen Menschen am Auswahlprozess ihrer zukünftigen Ehepartner*innen zeigt. Und von den rund 18'000 Jüdinnen und Juden, die in der Schweiz leben, hängen nur etwa 15% einem ultraorthodoxen Glauben an – und würden deshalb sowieso keine Nichtjüdin, keinen Nichtjuden heiraten.

Gehören die Eltern in einer binationalen Familie verschiedenen Religionsgemeinschaften an, stellt sich die Frage: Welche Religion – wenn überhaupt – wird die Familie praktizieren? Welcher Religion sollen die Kinder zugehören? Wie wichtig ist Religion in der Familie? Es gibt keine Patentlösung dafür, wie in der Familie mit Religionsverschiedenheiten – oder auch mit unterschiedlicher Religiosität - umgegangen werden soll. Manche binationalen Eltern haben sich innerlich weit von ihrer »angestammten« Religion entfernt und versuchen, ihre Kinder religionslos aufwachsen zu lassen. Allerdings findet die Religion durch die Hintertür kultureller Unterschiede in solchen Familien dann doch wieder Eingang und kann sogar zum Konfliktstoff werden. Gefragt ist hier eine grosse Portion Toleranz und Respekt vor der jeweils anderen Religion.

Respekt und Fürsorge: die Werte der Hindus

Dass das geht, zeigt sich am Beispiel der Familie Joshi. Der Inder Satish Joshi hat in Bombay, an der ETH sowie an der Universität Zürich studiert. Als promovierter Naturwissenschaftler hat er diverse Lehraufträge in den Bereichen Toxikologie und Umweltschutz sowie Economics and Sociology inne. Und er ist Kulturkommunikator, referiert und schreibt über Indien, indische Kultur und über die Weltreligion Hinduismus. Der praktizierende Hindu lebt seit etwa 50 Jahren in der Schweiz, ist mit einer Schweizerin christlichen Glaubens verheiratet und Vater von zwei jungen Erwachsenen (einem Sohn und einer Tochter), die er ausgenzwinkert als »moitié-moitié« bezeichnet. Um seine indisch-hinduistischen Wurzeln zu pflegen, ist er Mitglied von indischen und hinduistischen Gemeinschaften und wirkt aktiv bei verschiedenen Institutionen mit, unter anderem beim Zürcher Forum der Religionen und bei IRAS COTIS (Interreligiöse Arbeitsgemeinschaft Schweiz). Ausserdem amtiert er als Präsident des Schweizerischen Dachverbands für Hinduismus und vertritt damit die drittgrösste Religionsgemeinschaft der Schweiz (ca. 50'000 Menschen oder 0.6 Prozent der Schweizer Bevölkerung).

»Hier versucht man Religion und Kultur auseinanderzuhalten, aber in Indien, in Sri Lanka oder in Nepal sind sie sehr schwer zu trennen. Religion und Kultur überlappen sich. Bewusst oder unbewusst, direkt oder indirekt wird das Verhalten eines durchschnittlichen Hindus von seinen religiösen Wurzeln geprägt. Trotzdem gibt es natürlich den Wandel: Mein Sohn übernimmt 50 % der Kindererziehung. Bei meinen Eltern war das noch anders. Ich erinnere mich nicht daran, dass sich mein Vater gross in meine Erziehung eingebracht hätte; er verbrachte nicht so viel Zeit mit mir, wie ich mit meinen Kindern verbrachte und mein Sohn mit seinen Kindern verbringt.« Der erste Satz, den ein Kind in Indien lerne, sei: Matru (Mutter) Devo (Gott) Bhawa (Betrachten) – Betrachte deine Mutter wie ein Gott oder eine Göttin. Im Verhältnis der Generationen habe die Mutter in Indien eine enorm grosse Bedeutung. An zweiter Stelle stehe Pitru, Vater. Drittens komme Acharya oder Lehrer. Diese drei Personenkategorien spielten eine wichtige Rolle, sie seien Respektspersonen. »Wenn ich an die Beziehung zu meinen Eltern zurückdenke, dann gab es zwischen uns ein totales Vertrauen. Mein Vater und meine Mutter leben nicht mehr, aber in all den Jahren, die ich mit ihnen verbracht habe, habe ich niemals daran gezweifelt, dass alles, was sie taten und sagten, in meinem besten Interesse war. Diese Sicherheit hat es immer gegeben. Nehmen wir als Beispiel die arrangierten Ehen. Vater und Mutter denken an diese oder jene Frau, die geeignet wäre für ihren Sohn. Er hat vielleicht eine andere Meinung. Trotzdem weiss er: Was sie ihm sagen, hat Hand und Fuss.« Er sei nicht sicher, ob hier in den westlichen Gesellschaften ein solches totales Vertrauen zwischen den Generationen und der entsprechende Respekt für die ältere Generation gegeben sei, sagt Joshi.

In Indien lebten und leben in kleineren Ortschaften und in wohlhabenden Familien ganze Familienverbände mehrerer Generationen zusammen. Durch die Mobilität der Arbeit werde dies natürlich in Frage gestellt. In einer Stadt wie Bombay mit über 18 Millionen Einwohner*innen sei der Platz so beschränkt, dass eine Wohnung teurer sei als in Zürich. Wenn der Platz so beengt sei, müsse man sich mit einem kleinen Zimmer oder gar einem Schlafplatz in einer Zimmerecke begnügen. Inder hätten kein Bedürfnis nach Privatsphäre. »Als meine Frau einmal mit mir in Indien war, bestand ihr einziges Problem darin, dass sie nie die Zeit oder die Möglichkeit hatte, allein mit mir zu sein. Dauernd sind Leute um einen herum, aber das stört niemanden.« Man wohne zusammen, wenn man ein Haus oder eine grosse Wohnung habe. Nach der Heirat ziehe man zwar von zu Hause aus, bleibe aber wo möglich im gleichen Ort. Sonst fänden das die Leute seltsam. Niemand komme auf die Idee, mit 18 oder 20, sobald man die Ausbildung abgeschlossen habe und selbst Geld verdient, einfach auszuziehen. Die Eltern vermissten die Kinder, wenn sie wegzögen. Und sehr oft wohnten zwei Söhne und ihre Frauen alle zusammen im gleichen Haus. Joshi kennt den Grund dafür: »In Indien lebt nicht als eine einzelne individualistische Einheit, wie es hier in der Schweiz der Fall ist. Man lebt mit und für die Familie. Und die Eltern sind, wie gesagt, Respektspersonen. Ihnen Respekt zu erweisen ist für uns die einfachste, selbstverständlichste Sache. Wenn ich jemandem Respekt gebe, bereitet mir das Freude und der Person, die den Respekt bekommt, auch. Es ist eine klare Win-win-Situation.« Und er erläutert den Unterschied zu den hiesigen Verhältnissen mit dem folgenden Beispiel: »Wenn mich mein Vater oder mein Onkel besucht, dann hole ihm sofort ein Glas Wasser. Wenn ich es vergesse, dann befiehlt mir mein Vater: Satish, kannst du deinem Onkel ein Glas Wasser bringen? Egal, wie alt ich bin, ich werde es tun. Ich habe es in meinem Leben aber bisher noch nicht gewagt, meinem Sohn zu sagen: Du,

kannst du für den Gast ein Glas Wasser holen? Weil ich Angst habe, dass er sagen würde: Hol es doch selber!« Und etwas resigniert fügt er bei: »Dieser Unterschied ist nicht zu ändern. Meine Frau ist Zürcherin, beide Kinder wurden hier geboren, die sind genau wie jedes schweizerische Kind aufgewachsen.«

Dass seine beiden Kinder mit zwei verschiedenen Kulturen aufgewachsen sind, findet er dennoch optimal. Und wegen der Job-Mobilität würden die traditionellen hinduistischen oder indischen Werte auch in Indien in Frage gestellt. «Aber ich finde die alte indische Kultur und die alten hinduistischen Werte nach wie vor enorm gut und ich bin froh, dass sie gibt.»

Der indische Generationenvertrag

Diese Werte zeigten sich auch sehr deutlich am Verhältnis zu den Eltern, wenn diese alt und gebrechlich werden: «Es gibt in Indien keine Altersheime und kein System wie die AHV. Der Generationenvertrag in Indien funktioniert wie folgt: 20 Jahre lang ist es die Aufgabe der Eltern, alles für ihre Kinder zu tun. Und die Eltern in Indien, egal auf welchem sozialen Niveau, wissen: Ein gut gefüllter Bildungsrucksack ist sehr wichtig, um zu überleben, weil es für jeden Job – egal, ob Putzfrau oder Putzmann oder Pilot oder Professorin – den Wettbewerb von hunderten Mitbewerber*innen gibt. Gute Schulen in Indien und Sri Lanka sind sehr teuer. In der Schweiz wissen wir nicht, wie glücklich wir mit unserem Schulsystem sind. In Indien ist es normal, dass die Eltern halb hungrig zu Bett gehen, damit sie die Schulgebühren für die Kinder aufbringen können. Wenn die Eltern alt geworden sind und nichts mehr verdienen können, ist es genauso normal, dass es die Aufgabe der Kinder darin besteht, für die Eltern aufzukommen. Also versucht jeder Sohn, dem Vater einen Teil seines Einkommens zu überlassen. Über Geld zu reden ist in Indien überhaupt kein Problem. Deshalb ist es absolut üblich, dass der Vater den Sohn fragt, wieviel er verdient und wie viel er ihm davon abgibt.»

Interessant ist, dass Joshi feststellt, dass diese hinduistischen Werte des Respekts und der gegenseitigen Fürsorgepflicht auch für den muslimischen und christlichen Teil der indischen Bevölkerung gelte: «Ein indischer Moslem hat mehr gemeinsam mit einem indischen Hindu als mit einem Moslem aus dem Irak oder dem Iran. Das gilt auch für die 30 Millionen Christen in Indien.» Satish Joshi kommt noch einmal auf die indische Ehe zurück. Normalerweise heiratete man nicht primär eine Frau, sondern vor allem in eine Familie hinein, was vor allem für die Frauen gelte. Die Ehefrau werde eine Teil der Familie des Ehegatten. Sie gehöre dann zu seinem Familienclan und es sei ihre Aufgabe, sich primär um die alten Eltern des Mannes zu kümmern, während ihr Bruder und dessen Frau sich um die Eltern der Ehefrau kümmern müssten. Wenn eine Familie nur Töchter und keinen Sohn habe, sei es Sache der Neffen oder Nachbarn, diese Aufgaben zu übernehmen – allenfalls übernehme auch die Familie des Schwiegersohns einen Teil dieser Pflichten. Es gebe aber keine gesetzliche Regelung der Altersbetreuung. »Es sind soziale Restriktionen, die hier wirksam sind. Auch kommt der Begriff des Karma zum Zug: Gute Taten schlagen sich auf meinem Cumulus-Konto im Himmel nieder.«

Generationenprobleme sieht Joshi vor allem bei den Generationen, die hier aufgewachsen sind, »weil sie zwischen zwei Kulturen stehen. Die Eltern versuchen die Kinder nach den Werten zu erziehen, die sie aus ihrer alten Heimat mitgebracht haben. Wenn die Kinder klein sind, gehen sie noch oft mit den Eltern in den Tempel. Später, mit 15, 20, begleiten sie sie immer seltener. Da ist schon Zündstoff vorhanden. Aber die Konflikte hier sind nicht so verschieden von den Konflikten zwischen Eltern und pubertierenden Kindern in Sri Lanka und Indien. Hier im Westen ist man allerdings leichter und schneller finanziell unabhängig. Hier kann man es sich viel eher leisten, eine eigene Meinung und einen eigenen Lebensstil zu vertreten.«



Eine Atmosphäre der Nähe und Liebe

Ebnomer-Eltayeb Taha ist ein vielbeschäftigter junger Mann: Er schreibt eine Masterarbeit über islamisch-philosophische Theologie in der Moderne an der Uni Zürich, ausserdem ist er Geschäftsführer in einem Familienbetrieb, dem Green Marmot Capsule Hotel, dem ersten Kapselhotel im Herzen von Zürich, das nach einer Idee aus Japan durchaus komfortable »Schlafboxen« anbietet. Ausserdem engagiert er sich im Netzwerk Junger Schweizer Muslime als Mitgründer und Präsident und ist auch noch muslimischer Seelsorger. In Saudi Arabien geboren, kam er einjährig 1989 in die Schweiz, machte aber später in der Hauptstadt seines Heimatlands Sudan, Karthoum, die Matura. Seine Muttersprache ist Arabisch, er spricht aber auch fließend Deutsch.

Seine Mutter, Mona Taha, lebt ebenfalls seit 1989 in der Schweiz, in Sankt Margreten. Ebnomer hat seinen gesetzlichen Wohnsitz ebenfalls an diesem Grenzort, lebt aber teilweise wegen der Arbeit und seinem Studium in einem Studio in Zürich. Die ganze Familie umfasst zehn Personen, neben den Eltern vier Jungs und vier Mädchen. Ebnomer ist der zweitälteste.

Der Vater lebt im Sudan und die ganze Familie lebt mal in der Schweiz, mal im Sudan, aber alle haben die C-Bewilligung in der Schweiz. Ausser im Sudan haben sie auch Verwandte in Riad und in Jeddah.

»Für mich bedeutet Familie meine nächsten Beziehungen, Vater und Mutter, die Geschwister und dann meine Grosseltern«, sagt Ebnomer. »Auch Tanten und Onkel sind wichtig für mich. Aber wegen der globalen Welt und den Distanzen ist es schwierig, diese Kontakte aufrechtzuerhalten. Die väterlichen Grosseltern leben noch, die mütterlicherseits sind gestorben. Meine Mutter reist öfters in den Sudan und besucht das Dorf, wo ihre Familie ursprünglich herkommt, südlich von Karthoum, aber natürlich wird der Kontakt auch per Telefon aufrechterhalten.«

Spielt Religion eine Rolle, wenn es um den Umgang der Familienmitglieder miteinander geht?

»Für mich ist das richtig, weil mich die Religion verpflichtet, mich um die Verwandten zu kümmern und einen guten Kontakt mit ihnen zu pflegen. Aber ich bin nicht perfekt, d.h. ich kann diesen Kontakt nicht so pflegen, wie ich es eigentlich möchte und sollte. Die Distanz spielt da erschwerend mit hinein. Ein Kontakt per Skype oder Telefon ist natürlich nicht das Gleiche wie ein Besuch.«

Mona Taha, die Mutter, bestätigt, dass die Religion für die Familie eine wichtige Rolle spielt. »Es sind spezifische Werte und Verhaltensweisen, die man im Umgang der Familie untereinander anwenden kann. Das Wichtigste ist eine gute Familienatmosphäre, eine Atmosphäre der Nähe und Liebe, aber es geht nicht um irgendwelche Formalismen im Umgang miteinander, sondern um eine Haltung, die von Herzen kommt.«

Gehört zu diesen Werten auch der Respekt, den Kinder den Eltern entgegenbringen?

»Nicht nur der Respekt der Kinder für die Eltern, sondern auch umgekehrt. Respekt schafft eine Einheit innerhalb der Familie«, sagt die Mutter. »Für meine Eltern wäre zum Beispiel das Wunschstudium für mich ein Studium der Medizin oder als Ingenieur gewesen, aber ich habe mich für einen anderen Weg entschieden. Ich bin dankbar, dass meine Eltern das respektieren«, ergänzt Ebnomer.

Gibt es einen grossen Unterschied zwischen der Schweiz und dem Sudan in der Art, wie Familienmitglieder miteinander umgehen? »Es gibt vor allem viele Vorurteile über den Umgang in der Familie von Muslimen oder von Familien im Sudan, aber es gibt tatsächlich einige Unterschiede. Zum Beispiel der, dass in der Schweiz die Jungen viel früher ausziehen als im Sudan. Es ist aber ein Klischee, dass der Familienzusammenhalt in den arabischen Ländern viel stärker sei als in Europa. Es gibt Familienstrukturen, die durch wirtschaftliche Notwendigkeiten gegeben sind, weil es zum Beispiel schwierig ist, eine eigene Wohnung zu finanzieren. Der Auszug aus der Familie ist mit der Heirat verbunden. Entscheidend ist die wirtschaftliche Unabhängigkeit. Man zieht erst aus, wenn man wirtschaftlich unabhängig ist«, erklärt Ebnomer. «Es gibt in der Schweiz einfach viel mehr Leute, die allein leben, als im Sudan, vor allem in den grösseren Städten. Das kann viele Gründe haben, weil Zürich eine globale Stadt ist. Man zieht hierher, um zu arbeiten. Das Alleinleben und die Singelhaushalte sind auch ein Globalisierungsmerkmal. « Sind die Leute in der Schweiz einsamer als beispielsweise im Sudan? »Ja«, sagt Ebnomer, »wenn ich im Zug von St. Margreten nach St. Gallen sitze und mir die Gesichter der Mitreisenden betrachte, habe ich diesen Eindruck.«

Der Mutter, Mona Taha, ist aufgefallen, dass ganz alte oder gebrechliche Leute alleine einkaufen gehen. »Deswegen entscheiden wohl einige Kinder, ihre alten Eltern ins Heim zu bringen. Bei uns ist es so, dass wir selbst zu unseren Eltern schauen und sie bei einem oder einer der Söhne oder Töchter wohnen können. Zu den Eltern zu schauen, ist eine moralische Pflicht. Wenn du das nicht machst, zeigst du, dass du kein guter Mensch bist, du bringst Schande über die Familie.« Ebnomer teilt die Meinung seiner Mutter. Es seine eine Pflicht, die Eltern zu betreuen – wenn nicht durch soziale Leistungen, dann finanziell.

Die Mutter sagt, dass die Distanz ein grosses Problem darstelle. »Wenn zum Beispiel ein Kind in Europa oder den USA studiert oder arbeitet, dann ist natürlich eine direkte Betreuung nicht möglich. Aber diese Aufgabe kann von sonst jemandem in der Familie übernommen werden. Man muss individuelle Lösungen finden.« Es sei auch von der Religion her wichtig, dass man den Vater und die Mutter bis zum Schluss unterstütze. Sie verweist auf eine Hadit, die besagt, dass das Paradies zu den Füßen der Mutter und des Vaters liege – vor allem aber zu den Füßen der Mutter (»Das Paradies liegt zu den Füßen der Mütter.« – »Der Prophet wurde von einem Mann gefragt: Wen soll ich am besten behandeln? Er antwortete: Deine Mutter. Der Mann fragte weiter: Und wen danach? Der Prophet antwortete: Deine Mutter. Der Mann fragte noch einmal: Und wen danach? Der Prophet antwortete: Deine Mutter. Der Mann fragte wiederum: Und wen danach? Da antwortete der Prophet: Deinen Vater.)).

Es gibt da keine Hierarchie, die darüber entscheidet, wer in der Familie worüber entscheidet.

»Wenn der Vater die wirtschaftliche Existenz sichert, hat er eine gewisse Vorzugsstellung, das heisst aber nicht, dass die Mutter nicht auch ihr eigenes Ding machen kann«, sagt Ebnomer.

»Mein Vater bestimmte zum Beispiel nicht, weil er zahle, müsse ich dieses oder jenes studieren. Beim elterlichen Entscheidungsrecht geht es vor allem darum zu verhindern, dass die Kinder auf der Strasse landen oder kriminell werden.«

Ebnomer sagt, er könne problemlos in einer multikulturellen Gesellschaft leben. »Auch alle arabischen Länder durchlaufen eine Phase der Globalisierung und es findet eine gewisse Liberalisierung statt. Für meine Mutter ist es natürlich schwieriger, weil sie schon älter war, als sie in die Schweiz kam. Ich erlebe manchmal eine Art positive Diskriminierung, indem man mir aufgrund meines multikulturellen Hintergrunds eine Sonderstellung zuschreibt. Zudem beschäftige ich mich immer noch mit Identitätsfragen. Da ich auch im Sudan aufgewachsen bin, kann ich mehrere Gesellschaften vergleichen. Wenn ich Diskriminierung und Ausschluss erfahre, relativiert sich das dadurch, dass ich gesehen habe: Diskriminierung und Ausschluss findet auch in meiner eigenen Kultur statt. Ich kann und will mich nicht die ganze Zeit als Opfer oder als Aussenseiter sehen. Schlechte Menschen gibt es überall. Es ist Teil der menschlichen Natur, schlechte Dinge zu tun. Wenn man nur die Schweiz gesehen hat, dann weiss man nicht, wie das Familienleben im Herkunftsland aussieht, wie die Kultur dort gelebt wird, wie dort auch Leute ausgeschlossen

werden. Es macht ein bisschen weitsichtiger, beides zu kennen. Ich bin einfach dankbar, dass ich verschiedenen Ländern aufgewachsen bin. Das hat mich reifer gemacht.«
Und die Mutter sagt zu ihrem Verhältnis zur Schweiz, sie sei ihr zweites Zuhause. Es bedeute ihr sehr viel, wie sie sich hier eingelebt habe. Heimweh habe sie weniger nach dem Land Sudan als nach den Menschen, die dort zurückgelassen habe, zum Beispiel nach ihren Geschwistern.

Demut und Barmherzigkeit: die muslimischen Werte

Auch Fatima Boulahna kommt ursprünglich aus Nordafrika, aus Marokko. Sie ist in Marokko geboren, aber schon als Kleinkind in die Schweiz gekommen, hat aber ihre ganzen Schulzeit in der Schweiz verbracht und bezeichnet Schweizerdeutsch als ihre Muttersprache.. Die 35-Jährige arbeitet seit drei Jahren in der Offenen Jugendarbeit der drei Solothurner Gemeinden Schönenwerd, Grezenbach und Eppenber-Wöschnau, wohnt aber in Luzern. Seit 2017 studiert sie Islamwissenschaften in Novi Pazar, einer Universitätsstadt im südwestlichen Serbien im Bezirk Raška, zurzeit im 6. Semester.

Sie sagt, als Migrantin der ersten Generation unterscheide sich ihre Lage von der Situation von Migrant*innen der zweiten und dritten Generation. »Zu meiner Familie gehören sicher meine Mutter, mein Vater und meine beiden Schwestern. Alle anderen Familienangehörigen leben in Marokko.« Es sei sehr schwierig, den Kontakt zu diesen Verwandten aufrechtzuerhalten, ja fast ein Ding der Unmöglichkeit. Es sei emotional ziemlich schwierig, weil man nicht gleichzeitig hier und dort leben könne. »Ich persönlich habe nur mit drei oder vier Familienangehörigen regelmässigen Kontakt. Und wenn, dann hauptsächlich telefonisch oder via Facetime.« Doch sie reise auch regelmässig nach Marokko oder sei regelmässig dortin gereist, bis ihr Corona einen Strich durch die Rechnung gemacht habe.

Was hat sie dazu bewogen, auf dem 2. Bildungsweg das Studium der Islamwissenschaften zu ergreifen? «Die vielen Missverständnisse, die es bei uns in der Schweiz kulturell bedingt gibt, die Unwissenheit über den Islam hierzulande und dass die Religion missbraucht wird. Ich hatte nie das Gefühl, dass all diese Vorurteile über den Islam stimmen. Ich selbst wusste vom Islam aber auch nicht viel mehr, als was haram und hallal (erlaubte und verbotene Handlungen im Islam) bedeutet. Ich dachte und denke, da muss ich mehr darüber wissen.«

Ob sie denn nicht religiös aufgewachsen sei? In einem gewissen Sinn schon, sagt Fatima, ihre Eltern seien schon religiös, aber »in einem kulturell-religiösen Sinn«. Sie könnten nicht begründen, warum man im Islam dieses tun und jenes lassen soll. »Die theologisch-wissenschaftliche Seite als Anhaltspunkt, um die Religion zu verstehen, fehlte mir bisher. Für mich als jemanden, der nicht mit der Selbstverständlichkeit des religiösen Hintergrunds aufgewachsen ist, weil seine Entwicklung hier stattfand, ist dies ein Manko. Das heisst nicht, dass meine Eltern nicht wirklich von Herzen religiös sind. Sie halten sich auch an all die Regeln der Religion. Aber es fehlt das Hintergrundwissen. Sie leben ihren Glauben, sie fühlen ihn, aber sie können ihn nicht unbedingt in Worte fassen. Das ist aber nicht nur ein Nachteil, weil Wissen und Bildung dazu führen können, dass man eine gewisse Ignoranz entwickelt.«

Ihre Familie gebe ihr Halt und Sicherheit, sie hätten einen grossen Teil dazu beigetragen, dass sie, Fatima, heute so sei, wie sie sei. Und sie hätten ihr auch wertvolle Werte mirgegeben, die sie in der heutigen Gesellschaft aufgrund der wirtschaftlichen Entwicklung nicht mehr wahrnehmen könne, wichtige Werte wie Demut und Barmherzigkeit. »Meine zwei Schwestern und ich sind sehr rebellisch und haben das Gegenteil von dem gemacht, was sich meine Eltern von uns gewünscht hätten. Trotzdem hat die Liebe gesiegt und sie haben akzeptiert, dass wir uns vielleicht auf Umwegen selbst auf einen guten Weg bringen können. Ihre Demut sehe ich darin, dass sie trotz allem, was sie an Diskriminierung durch die Gesellschaft über sich ergehen lassen mussten, den Respekt gegenüber allen anderen Menschen nicht verloren und dankbar blieben für das, was sie haben. Wenn ich das mit der Unzufriedenheit vergleiche, die andere ausstrahlen, die viel mehr Besitz haben, bin ich dankbar dafür, dass meine Elter so sind, wie sie sind.«

Seit sie sich näher mit dem Islam befasse, sagt Fatima, beobachte sie, dass Familienbeziehungen nicht primär religiös bedingt seien, sondern kulturell. «Meine Schwestern zum Beispiel sind auch Musliminnen, aber sie sind nicht praktizierend. Sie haben kein grosses Wissen über den Islam und wollen das auch nicht ändern.« Sie sehe das auch in ihrer Beziehung zu den Eltern – klar seien sie froh, dass sie jetzt den Islam studiere und insofern wieder »auf den Weg gefunden« habe, aber sie habe nicht das Gefühl, dass das sehr relevant sei für ihr Verhalten ihr und ihren Schwestern gegenüber.

Schwierige Identitätsfindung

Die Spannungen innerhalb der Familie vor dem Hintergrund einer andersartigen Kultur hätten sich vor allem während der Pubertät der Mädchen verschärft. Es gab Konfrontationen, Reibungen, Ausgrenzungen, zum Teil auch verbale Gewalt. »Zwischen mir und den Eltern verhärteten sich die Fronten, weil ich die älteste war und das Eis brechen musste. Ich war die Vorkämpferin. Das ist relativ anstrengend. Wenn man den Prozess erst mal durchgestanden hat, ist alles gut, aber in der Kindheit ging dieser Prozess mit grosser Verunsicherung einher.« Man mache eine ganz andere Identitätsfindung durch als 90 Prozent der Umgebung. Man befinde sich zwischen zwei verschiedenen Welten. Und man wisse eigentlich gar nicht, was die anderen von einem wollten, denn man verstehe weder die eine noch die andere Seite. Erst die Reflexion später ermögliche einem das Verständnis und man erkenne diesen ganzen mitunter schmerzhaften Prozess der Selbstfindung als sehr positiv an.

Welche Spannungsfelder neben der Identitätsfindung hat Fatima sonst noch erlebt? Sie erwähnt das Recht auf Entscheidungsfreiheit, dass in der Schweiz Jugendliche ab einem gewissen Alter das Recht hätten, über viele Dinge selber zu entscheiden – »was für mich persönlich eher schwierig war bis zu einem gewissen Alter oder bis zum Auszug aus dem Elternhaus«. Auch die Bildung erzeuge ein Spannungsfeld, weil man sich, je mehr man sich weiterbilde, in einem gewissen Sinn auch von der Familie entferne, weil es zunehmend schwieriger werde, das, was man im Verlauf der Entwicklung in sich aufnehme, mit ihr zu teilen.

Auf die Frage, wer in ihrer Herkunftsfamilie entschiede, muss Fatima herzlich lachen. Die Frage sei ganz einfach zu beantworten, sagt sie: Das Oberhaupt könne sich von Familie zu Familie unterscheiden, bei ihrer Familie sei es aber immer ganz klar die Mutter gewesen. Es sei in Marokko nicht unüblich, dass die Frauen sagten, wo es langgehe. »Deshalb verstehe ich auch nicht, warum immer gesagt wird, die Frau sei im Islam benachteiligt. Ich nahm meinen Vater immer in Schutz, weil er keine Rechte hatte. Die Mutter befiehlt und ist der Boss. Es ist ein Vorurteil, dass der Islam frauenfeindlich sei. Patriarchale Strukturen kommen überall vor und sind nicht



religionsbedingt.«

Skandlöser Umgang mit den Alten

Die Art und Weise, wie hier in der Schweiz mit den Alten umgegangen wird, findet Fatima skandalös. »Ich habe einen SRK-Kurs gemacht und drei Jahre in einer geschlossenen Demenzabteilung gearbeitet. Ich weiss, was hinter den Kulissen abgeht. Ich bin überzeugt, dass wir in dieser Hinsicht umdenken müssen und dass man wieder so weit kommen muss, dass die Jungen zu den Alten schauen – und zwar auf einer freiwilligen Ebene.« Sie meine damit nicht unbedingt zu den eigenen Eltern, da es ja auch zunehmend Menschen ohne Kinder gebe. Vielmehr denke sie, dass der Kreis des Lebens zwischen Kindern, Jugendlichen und den alten Menschen gefördert werden sollte, wie es früher der Fall war. »Die Betreuung der Alten funktioniert nur mit Nächstenliebe und die geht verloren, wenn Altenbetreuung institutionalisiert ist. Bei den Familien meiner Eltern funktioniert das so, auch wenn es natürlich ebenfalls suboptimal ist wegen der geographischen Distanz. Meine Eltern schicken das Geld, es kommt von Seiten meines Vaters wie auch von Seiten meiner Mutter. Und meine Onkel und Tanten in Marokko betreuen meine Grosseltern. Das ist auch nicht ideal, aber immer noch besser als in der Schweiz, wo man sich zu Tode rackert und die Alten ins Heim steckt.«

Fatima sagt, sie beobachte sehr besorgt einen allgemeinen Zerfall der Beziehungen und insbesondere der Grossfamilien. Das sei die Konsequenz der Konsum- und Wegwerfgesellschaft, in der wir lebten. Es sei die logische Schlussfolgerung von Schnelllebigkeit und der Gier nach immer mehr. Natürlich sei es gut, dass wir uns weiterentwickelten, aber inzwischen mache das Ganze überhaupt keinen Sinn mehr, weil keine Wertevermittlung mehr damit verbunden sei. Übertragen auf das Verhältnis der beiden Kulturen von Fatima würde das bedeuten, dass man zusammen an einen Tisch kommen und voneinander lernen würde: die schweizerische von der marokkanischen Seite und umgekehrt. Nicht mit der Haltung der Ignoranz, es besser als der andere zu wissen. Ein bisschen mehr Demut und Barmherzigkeit im Umgang miteinander könnte da nicht schaden, meint sie. Vielleicht hat Fatima das für sich in ihrer Person bereit ein wenig geschafft.

Das Frauenpower-Trio und der ägyptische Ehemann

Isabel S., deren Mutter Deutsche und deren Vater Schweizer ist, wurde schon einmal zu ihrer Ehe mit dem muslimischen Ägypter Anwar S. interviewt: für ein Buch über binationale Familien, das 2005 erschien. Die beiden sind seit 1994 verheiratet und haben inzwischen zwei Töchter im Teenageralter. Damals beim ersten Interview war soeben ihre älteste Tochter Amira zur Welt gekommen. Während Isabel in einer städtisch-urbanen Umgebung aufgewachsen ist, beschreibt Anwar seine Jugend mit den folgenden Worten: «Ich wuchs in der Nähe von Alexandria ganz im Norden von Ägypten auf, im Nildelta – also dort, wo das Land sehr grün und flach ist. Das Nildelta ist die Kornkammer Ägyptens; die Leute in den Dörfern leben vor allem von der Landwirtschaft. Auch ich bin einer Bauernfamilie aufgewachsen. Wir waren eine grosse Familie mit sechs Kindern.» Aus aufenthaltsrechtlichen Gründen war es ein ziemlicher Hürdenlauf, bis sich das Paar in der Schweiz niederlassen und Anwar sich beruflich etablieren konnte. Auch fühlte er sich als Ausländer oft abgelehnt und diskriminiert. Zu ihrer interkulturellen Ehe sagte Anwar damals: «Sie ist der beste Beweis dafür, dass durch die Unterschiedlichkeit Entwicklungen in Gang gesetzt werden. Völkerverständigung und friedliche Koexistenz bedeuten aber nicht, dass am Ende alle gleich sein müssen. Es ist wichtig, dass man sich in seinem Anderssein respektiert.» Und Isabel ergänzte: «Ich erlebe es als etwas sehr Schönes, eine andere Kultur kennen und verstehen zu lernen. Auf der anderen Seite bringt es mich aber auch dazu, meine eigene Kultur zu hinterfragen. Ich werde fast täglich mit Alternativen zu meinen eigenen, selbstverständlich gewordenen Lebens- und Denkgewohnheiten konfrontiert. Wenn Partner aus zwei verschiedenen Kulturen so nah zusammen kommen wie in einer Ehe, dann entsteht etwas Neues, noch nie Dagewesenes. Das ist unglaublich spannend.» Damals, 2005, war die Zukunft der jungen Familie noch völlig offen: ein Leben in Ägypten oder doch eher in der Schweiz? Heute, 15 Jahre später, sagt Isabel: «Obwohl ich binational immer noch genial finde, treten jetzt doch mehr und mehr unterschiedliche Einstellungen zu Erziehungsfragen, also zur Beziehung unserer Generation zu unserer nachfolgenden, auf. Für mich ist zum Beispiel gegenseitiges Verständnis und Vertrauen sehr wichtig. Meine Mädels sollen mir alles anvertrauen können, wenn sie wollen, im Wissen, dass ich sie ernst nehme und in jedem Fall immer für sie da bin.«

Ihr Mann nehme die Probleme der Töchter oft nicht so ernst oder fange an, lange Vorträge zu halten, was in einer muslimischen Gesellschaft doch viel besser laufe. Oder wenn die Töchter ihr sagten, sie seien mit Freundinnen irgendwo unterwegs und kämen etwas später nach Hause, glaube und vertraue sie ihnen, während Anwar meine, dass Kontrolle besser als Vertrauen sei, da sich die Mädchen in einem »gefährlichen« Alter befänden.

Wie geht Isabel mit diesen Unterschieden um? Sie versuche, ihrem Mann ihre Sicht und die der Kinder zu erklären und zu vermitteln, dass hier die Dinge anders zwar liefen als in Ägypten, aber deshalb nicht schief laufen müssten. Und die Mädchen würden sich halt mit einem Anliegen immer an sie, die Mutter, wenden, da sie keine Lust auf lange Vorträge, Vorwürfe und Verbote hätten. »Ich selbst möchte ja nicht, dass die Kinder nur lernen zu gehorchen, sondern selber einschätzen, was richtig und gut ist.« Anwar fühle sich so natürlich ausgeschlossen oder von dem Frauentrio »angegriffen«.

Beide Mädchen haben Freundinnen mit ein oder zwei muslimischen Elternteilen oder Eltern einer nicht europäischen Kultur. So verstehen sie sich gegenseitig gut, wenn sie mal nicht alles genauso machen, wie es die »durchschnittlichen« Schweizer*innen, die es vielleicht gar nicht mehr gibt, tun.

»Es soll einem wohl sein mit der Religion«

Isabel S. ist der Ansicht, dass die Religion – gemeint ist in diesem Fall der Islam – durchaus kompatibel sei mit dem Leben hier und ihrer Erziehungsweise. »Denn für mich ist Religion etwas persönliches, was hauptsächlich im Kopf stattfindet.« Wieweit sich dies auf den Alltag auswirke – etwa punkto Essen, Kleidung, Verhalten, Gebete – sollte in ihrer Eigenverantwortung liegen. In der Erziehung werde sie dies auch weitergeben. »Jede/r ist selbst verantwortlich dafür, wieweit die Religion in das eigene Leben hineinspielen soll. Ich finde, es soll einem mit der Religion wohl sein und sie sollte niemandem aufgezwungen werden.« In Ägypten sei die Ausübung der Religion sehr von der Gesellschaft kontrolliert. Man sollte richtig angezogen sein, seine Gebete machen, den Eltern gehorchen ...

«Ich denke, dass die unterschiedlichen Einstellungen von mir und meinem Mann in unserer eigenen Erziehung oder Sozialisation liegen. Diese waren doch sehr unterschiedlich. Ich hier in der Schweiz in den 70er-/80er-Jahre, mit einer deutschen Mutter aus Hamburg, wurde sehr liberal erzogen. Mein Mann im ländlichen Ägypten wurde sehr traditionell und nach fixen gesellschaftlichen und familiären Regeln geformt. Jetzt wollen wir beide unsere Kinder so erziehen, wie wir selber erzogen wurden«, erklärt Isabel. Natürlich sei es für ihren Mann eine schwierigere Situation hier als für sie. Ausschlaggebend sei aber nicht nur der Unterschied zwischen der Schweiz und Ägypten, sondern auch ein typisches Generationenproblem. Natürlich finde man oft, dass früher vieles besser gewesen sei als heute (auch sie nerve die Handysucht oder die unfreundlich scheinende Tonart der jungen Leute manchmal), aber sie könne vielleicht besser akzeptieren, dass sich mit jeder Generation wieder vieles verändere. Da ihr Mann immer nur sporadisch in Ägypten sei, sehe er die natürlich auch dort vorhandenen Veränderungen nicht. Ihr Mann sage zwar oft, dass er gerne wieder in Ägypten leben würde, doch konkret sei es so, dass er trotz allem sehr »schweizerisch« geworden sei. In Ägypten rege er sich selbst oft auf über alte Traditionen auf, finde seine Familienangehörige im ländlichen Ägypten altmodisch und rückständig und sei doch selber froh, in der Schweiz zu leben, im Ausgang hier etwas trinken zu können etc.

»Ich lebte von 2010 bis 2013 mit den Mädels in Ägypten (in einem Compound am Rand von Kairo). Mein Mann sollte irgendwann nachkommen, falls es uns dort gefiel und wenn sich eine gute Joboption ergeben würde. Doch dann ereignete sich die ägyptische Revolution und die allgemeine schlechte Arbeitssituation in Ägypten lieferte uns den Grund, wieder zurückzukommen. Wir sahen schon damals, dass das Leben sich in Ägypten ebenfalls ständig wandelt und der Generationenkonflikt auch dort stark ist. Mir scheint aber, dass sich die Ägypter*innen schwerer tun, einen Wandel zu akzeptieren, und oft den Westen für den neuen Lebensstil anklagen.«